

PURPURUMHANG

TARTANA BAQUÉ

Impressum:

© 2020 Tartana Baqué

Lektorat, Satz und Umschlaggestaltung:
Angelika Fleckenstein; Spotsrock

ISBN:

978-3-347-16473-4 (Paperback)
978-3-347-16474-1 (Hardcover)
978-3-347-16475-8 (e-Book)

Verlag & Druck:
tredition GmbH
Halenreihe 40-44
22359 Hamburg

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

PURPURUMHANG

TARTANA BAQUÉ

Vorwort

Sind Psychotherapeuten und -therapeutinnen auch Menschen. Ich meine, ja!

Leiden sie auch an Depressionen? Trinken sie manchmal zu viel Alkohol? Können sie Leistungsdefizite haben? Eine Rechtschreib- oder Rechenschwäche? Eine Bindungsstörung? Sind sie vielleicht sogar unfähig, eine Liebesbeziehung einzugehen? Leiden sie unter Ängsten, wie Klaustrophobie, Akrophobie oder Arachnophobie? Können sie ein zwanghaftes Verhalten entwickeln und sich beispielsweise ständig ihre Hände waschen?

Psychotherapeuten und -therapeutinnen sitzen auf ihren Sesseln, schauen ihre Patienten und Patientinnen an, als wüssten sie eine Lösung. Aber wissen sie wirklich eine Lösung für sie – oder für sich selbst? Nicht immer.

Leider führen im Heilberuf tätige Menschen die Spitze der Berufsgruppen an, die eine hohe Selbstmordrate aufweisen.

Doch es gibt ein Geheimnis, das nicht nur für Psychotherapeuten und -therapeutinnen gilt, sondern für alle Menschen.

Wenn sich eine Person ihrer eigenen Schwächen bewusst ist und aus vollem Herzen ihr Verhalten verändern will, dann schafft sie es.

Denn Menschen verfügen über Selbstheilungskräfte.

Vielleicht ist das die wahrhaftige Aufgabe der Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen, ihre Patienten und Patientinnen dabei zu unterstützen, ihre selbstheilenden Kräfte in sich zu aktivieren, sodass sie wieder an sich glauben können und Hoffnung schöpfen.

Dies zeigt uns die Geschichte der Menschheit ständig: Menschen haben sich im Glauben an eine bessere Zukunft nach Kriegen und Katastrophen verändert und einen Neuanfang geschafft. Wir müssen nur genau hinschauen.

Tartana Baqué

*Bin ich ein schlechter Mensch,
weil ich mich in einen anderen Mann verliebt habe?*

Nein.

*Nur wenn du selbst denkst, dass es schlecht sei, ist
es schlecht.*

*Denn die Liebe ist rein. Sie gibt und nimmt ohne Be-
wertung in Achtung und Respekt.*

Prolog

„Here is Delta Lima Charly. Málaga, we are clear for landing. Roger.“

„Delta Lima Charly established ILS 12. Clear to land runway 12, wind calm. Roger.“

Conte Giovanni de Orsini landet seine Citation, die im Licht der spanischen Sonne, wie ein Vogel glänzt. Er folgt dem Marshaller mit seinem Flugzeug zu seiner Außenposition auf dem Verkehrsflughafen von Málaga. Antonio, sein Fahrer, erwartet ihn.

„Wollen Sie direkt ins Hotel?“, fragt er und verstaut das Gepäck in den Kofferraum des Mercedes.

„Si, si Antonio. Direkt ins Los Almendros. Ich bleibe für zwei Tage. Ich muss das Treffen des Clubs vorbereiten.“ Conte Giovanni de Orsini zieht seinen Blazer aus und lockert die Krawatte. „Verdammt heiß hier in Málaga.“

Im Hotel begrüßt die Rezeptionistin ihn herzlich. Er ist hier Stammgast. Zielsicher wendet er sich zu den Aufzügen und fährt in den vierten Stock in seine Suite. Es ist halb 10 als er die Treppen zum Restaurant Los Olivos hinuntereilt.

Kurz vor der letzten Stufe gerät eine unmittelbar vor ihm laufende schwarzhaarige Frau ins Stolpern. Reaktionsschnell packt er zu und kann sie noch rechtzeitig vor einem Sturz bewahren.

Grüne Augen blicken ihn erschrocken an. Laut hört er ihren Herzschlag, fühlt ihn an seiner Brust. Für einen Moment steht die Welt still.

Leise flüstert sie „Gracias“ mit deutschem Akzent.

„De nada“, antwortet er und eilt davon.

Das Los Olivos ist trotz der späten Uhrzeit gut besucht. Mehrere Frauen heben ihren Kopf, als er das Restaurant betritt und dem Kellner zuwinkt. Mit seinen ein Meter

neunzig ist er es gewohnt, aufzufallen. Seine stahlblauen Augen in seinem braungebrannten Gesicht erfassen die vollbesetzten Tische.

Der Kellner eilt herbei und weist ihm einen Tisch auf der Terrasse in der hinteren Ecke zu. So mag er es gerne. Dicht genug, um alles zu beobachten, weit genug weg, um nicht gesehen zu werden.

Er streicht sich durch sein kurzes, leicht ergrautes Haar und folgt dem Kellner. Auf seinem Stuhl setzt er sich bequem hin und streckt seine langen Beine aus. Ein Blick in die Karte genügt ihm.

„Ich nehme wie üblich das Steak rare und einen gemischten Salat. Bitte bringen Sie mir eine Flasche Medoc, den 88er“, bestellt er in perfektem Spanisch mit einem italienischen Akzent.

Dann schaut er sich um und bemerkt die Schwarzhäutige von vorhin. Sie nimmt an einem Ecktisch vor ihm Platz. Nach einer Weile kommt sie mit einer älteren Frau, die am Nebentisch sitzt, ins Gespräch.

Erstaunt hebt er seinen Kopf, als er die Wortfetzen „Roulette, Spiel und Verlust“ hört. Vorsichtig rückt er seinen Stuhl etwas vor, um mehr zu verstehen. Die Unbekannte spricht so laut, dass er ihre Erzählung problemlos genau verfolgen kann. Immer wieder fährt sie sich mit den Händen durch ihr Haar und zupft an ihrem weißen Kleid herum. Er kann ihr Gesicht nicht sehen, da sie mit dem Rücken zu ihm sitzt, aber er spürt, wie emotional sie ist. Konzentriert verfolgt er das Gespräch und macht sich Notizen.

Julia Bergheimer heißt sie, eine Psychotherapeutin aus Deutschland.

Sein Steak ist kalt, als er mit dem Essen fertig ist. Er steckt sein Notizbuch weg.

Julia Bergheimer hat ihn auf eine Idee gebracht.

Vor zehn Jahren gründeten er und sein Bruder Emilio mit drei weiteren Freunden den CLUB ONE, einen exklusiven Wohltätigkeitsverein mit einer begrenzten Anzahl von Mitgliedern. Manche von ihnen fröhen im Geheimen ihren sexuellen Vorlieben. Damit die Anonymität der Personen geschützt bleibt, treffen sich die Mitglieder stets verummt und kommunizieren mittels eines Sprachverzerrers.

Conte Giovanni de Orsini wird beim nächsten Clubmeeting Julia Bergheimer als Therapeutin und Coach für seine Mitglieder vorschlagen. Er ist in diesem Moment überzeugt, dass sie als Fachfrau ihm und auch den anderen bei psychischen Problemen helfen kann. Auch ist er sich sicher, dass sie kein Problem mit der Schweigepflicht haben wird. Und erst recht wird sie aufgrund ihrer eigenen prekären Situation das Arbeitsangebot des Clubs gewiss nicht ausschlagen können.

Er schiebt seinen Stuhl beiseite, um aufzustehen. Plötzlich bleibt er mit einem Fuß hängen. Ein schepperndes Geräusch ertönt, und die beiden Frauen drehen sich zu ihm um.

Im Schein der Tischkerze blickt er in Julia Bergheimers erschrocken aufgerissene Augen. Sie erkennt ihn sofort und lächelt ihn an. Sein Herz klopft unwillkürlich schneller. Kurz nickt er ihr zu und verlässt mit schnellen Schritten das Restaurant.

Ist es Zufall, dass er diese Fremde schon zweimal getroffen hat? Er schüttelt leicht seinen Kopf, als er seine Suite aufschließt. Sein letzter Kontakt mit einer Spanierin, reicht ihm. Er hat keine Zeit für Frauengeschichten.

„Und ich werde jetzt von 10 rückwärts bis 1 zählen. Mit jeder Zahl, die ich zähle, spürst du, wie Energie und Kraft durch deinen Körper fließen. Du wirst wacher und wacher. Alles, was dein Unterbewusstsein nicht erinnern möchte, wirst du vergessen. Voller Zuversicht wirst du diese Woche all die Dinge verwirklichen, so wie du es dir vorgestellt hast.“

Ich beobachte, wie Evas Brust sich langsam hebt und senkt und fahre weiter fort: „Wenn ich die Zahl 1 sage, dann öffnest du deine Augen und fühlst dich frisch und klar, als hättest du einen tiefen Schlaf getan, aus dem du nun erwachst.“

Eva atmet ein. Und ich sage weiter: „Und jetzt beginne ich zu zählen: 10...9...8...7...6...“, meine Stimme wird lauter: „...5...4...3...2...“, und ganz laut sage ich zum Schluss: „1.“

Langsam öffnet Eva ihre Augen.

„Bleib‘ noch liegen. Komm‘ erst zu dir.“

Eva streckt sich und schaut mich an. „Wie lange habe ich geschlafen?“

Ich blicke auf meine Uhr. „Fünfundzwanzig Minuten. Und, wie fühlst du dich?“

„Noch benommen.“ Sie stellt ein Bein nach dem anderen auf den Boden und setzt sich aufrecht hin. „Das war irre. Ich fühle mich zwar komisch, aber irgendwie befreit.“

„So soll die Hypnose wirken.“ Ich nehme ein Übungsblatt vom Schreibtisch und gebe es ihr.

„Übe dein Ich-Stabilisierendes Selbstsicherheits- und Entspannungs-Training zu Hause. Mit der heutigen Hypnose habe ich das I.S.T. mental verstärkt. Du wirst dich ab

sofort besser konzentrieren können. Auch kannst du jetzt intensiver lernen und alles Gelernte behalten.“

„Danke.“ Eva nimmt das Blatt und legt es in ihren Schnellhefter. „Steht unser nächster Termin?“

„Klar, wie immer sehen wir uns nächste Woche.“

Ich erhebe mich vom Schreibtischsessel und begleite sie zum Praxisausgang. An der Eingangstüre bleibt Eva stehen.

„Lass dich umarmen“, sage ich, weil ich weiß, dass sie darauf wartet.

Viele meiner Jugendlichen wollen umarmt werden. Ich habe das Gefühl, als ob es in den Familien weniger Körperkontakt gibt und die Jugendlichen darum meine Nähe brauchen. Dabei ist es wissenschaftlich bewiesen, dass Körperkontakt für Menschen lebenswichtig ist.

Zu Beginn unserer Therapie reagierte Eva stocksteif auf meine vorsichtigen Berührungen an ihrem Arm. Heute geht sie erst aus der Praxis, wenn ich sie umarmt habe.

„Ich bin mir sicher, dass du deine Prüfung am Montag schaffen wirst“, sage ich.

Für einen Moment spüre ich, wie sie sich an mich lehnt. Ich halte sie fest.

„Du kannst das“, flüstere ich ihr ins Ohr.

„Danke, Frau Bergheimer. Ich schreibe Ihnen eine WhatsApp, wie die Prüfung gelaufen ist.“

„Mach das. Wir sehen uns dann nächste Woche Freitag, um die gleiche Zeit.“

Die Praxistür fällt ins Schloss. Feierabend.

Ich falte die Decke auf dem Sofa zusammen. Drapiere die Kissen wie gewöhnlich; die zwei weißen Kissen kommen nach außen und die beiden gelben nach innen.

Es ist ein warmer Frühlingstag, und die Sonne erhellt meinen Praxisraum. Ich stecke meinen Kuli zu den anderen, die sich auf meinem Schreibtisch in dem schwarzen Becher angesammelt haben. Evas Akte verstaue ich im Sicherheitsschrank und schließe ihn ab. Ich drücke den Schalter, und die Rollos an beiden Praxisfenstern fahren herunter. Den Computer und den Drucker in meinem Büro schalte ich aus. Wie üblich ziehe ich die Stecker, weil die Geräte auch im Standby Strom verbrauchen. Mein Sohn Georg nervte mich früher damit. Und jetzt, wo er nicht mehr zu Hause wohnt, befolge ich brav seine Anweisungen und schalte alle elektronischen Geräte aus.

Ich bin froh, dass ich Peter überreden konnte, die Einliegerwohnung für meine Praxis zu nutzen. Wir bauten sie für Georg damals an. Aber nach seinem Abitur entschied er sich, in Berlin Medizin zu studieren. Vielleicht übernimmt er die internistische Praxis seines Vaters. Es versetzte mir einen Stich, als Georg von seinen Zukunftsplänen erzählte. Ich dachte immer, dass er Psychotherapeut werden würde, denn er hatte mir als Sechzehnjähriger begeistert bei den Testauswertungen geholfen.

Über den Flur nehme ich den privaten Ausgang, um in unsere Wohnung zu gelangen. Angenehm kühl ist es in der Villa. Sie entstand in den Dreißigerjahren. Peter und ich sind stolz auf unsere Bauhausvilla, die wir vor zwanzig Jahren in Köln-Marienburg erworben haben.

Während in der Mikrowelle meine Lasagne vor sich hin brutzelt, überprüfe ich meine Handtasche: Autoschlüssel, Fahrzeugpapiere, Visakarten, Portemonnaie und Haustürschlüssel. Den kleinen Reisekoffer habe ich schon gestern Abend gepackt.

Mein rechtes Augenlid zuckt leicht. Ein Zeichen, dass ich angespannt bin. Nur nicht nervös werden. Ich brauche meine Konzentration.

Ende Mai, und ich will das Wochenende nutzen, um meine finanziellen Sorgen loszuwerden. Endlich werde ich Peter beweisen, dass ich eine brillante Taktikerin bin, die genau weiß, was sie tut. Wie oft hat er mir vorgeworfen, dass ich unser Geld verspiele.

Ich muss lächeln bei der Vorstellung, wie ich ihm meinen Gewinn auf den Tisch blättern werde. Ich weiß genau, wie ich diesmal vorgehen muss. Akribisch habe ich wochenlang die sechsendreißig Roulette-Zahlen in meiner Kladde notiert. Jeweils zwölf Zahlen unter der Nummer 1, der Nummer 2 und der Nummer 3. Jede Reihe bildet eine Kolonne. Während meines Psychologiestudiums hatte ich vier Semester Statistik belegt und mich intensiv mit der Wahrscheinlichkeitstheorie beschäftigt. Ich bin mir absolut sicher, dass ich alles richtig berechnet habe.

Mein Handy klingelt.

„Hallo Lisa.“

„Hallo Julia, wie geht's? Alles gepackt?“

„Ja. Ich esse noch schnell einen Happen, und dann fahre ich los. Schade, dass du nicht mitkommst.“

„Finde ich auch. Aber meiner Mutter geht es immer noch nicht so gut.“

„Sag ihr gute Besserung von mir. Vielleicht fährst du das nächste Mal mit nach Bad Neuenahr. Ich würde mich freuen.“

„Ich denke auch, dass es dann klappen wird.“

„Du fehlst mir, Lisa. Wirklich. Mit niemandem habe ich so viel Spaß wie mit dir.“

„Geht mir genauso. Genieße jetzt dein Wochenende. Geh in die Sauna, und lass dich verwöhnen. Du kannst dringend etwas Entspannung gebrauchen. Vielleicht liest du auch mal ein Buch, anstatt nur Fachliteratur. Und ... Julia ... bleib vom Roulette-Tisch weg. Du hast in der letzten Zeit einfach kein Glück.“

„Ich passe auf! Mach dir keine Sorgen“, beschwichtige ich sie.

Mir ist der Gedanke unangenehm, wie viel Geld ich ihr schulde. Von meinem Plan erzähle ich ihr nichts. Sie würde ihn mir nur ausreden wollen.

Als Informatikerin denkt sie so schrecklich logisch. Von meinen Berechnungen und strategischen Spielzügen hält sie absolut nichts.

Doch ich habe selbst mehrfach erlebt, wie ich mit kleineren Einsätzen und meiner Spieltechnik gewonnen habe. Ich darf mich nur nicht ablenken lassen, keine anderen Spielzüge zwischendurch machen und ganz wichtig: Ich muss früh genug nach einem Gewinn den Spielsaal verlassen.

Ich verstaue den Koffer in meinem Mercedes Cabrio. Mit einem leisen Brummtton verschwindet das Verdeck in den Kofferraum. Mein knallrotes Auto war immer mein Kindheitstraum gewesen. Vor fünf Jahren hatte ich es kaum fassen können, als ich ihn als Jahreswagen ergattern konnte. Laut drehe ich die Musik im Autoradio auf, fahre unsere Auffahrt runter und biege rechts auf die Maiglöckchenstraße ab. Sarah Conner singt gerade ihren neuen Song „Vincent“. Ganz schön mutig, überlege ich, während ich den Text mitsinge: *„Vincent kriegt keinen hoch, wenn er an Mädchen denkt.“*

Aber was passiert mit allen kleinen Jungen, die Vincent heißen? Ich höre schon die Eltern, die sich bei mir melden, weil ihr Kind in der Schule gemobbt wird.

Aber hat im Leben nicht alles immer positive wie auch negative Auswirkungen?

Zum Beispiel die Erfindung des Autos: Sie ist gut, weil wir mit Fahrzeugen große Entfernungen überwinden können. Sie ist schlecht, weil die Autoabgase unsere Luft verpesten und Menschen durch Verkehrsunfälle sterben.

Oder die Atomkraft: Sie ist gut, weil wir damit sehr viel Energie und Strom erzeugen. Sie ist schlecht, weil diese Kraft Städte, wie beispielsweise Hiroshima, ausrotten kann. Auch bei natürlichen Dingen wie unserer Nahrung, egal ob man Fleisch, Süßigkeiten oder Gemüse nimmt. Auch hier gilt: Es ist gut, was wir essen, weil wir ohne Nahrung nicht leben können. Aber sie ist ebenso schlecht, weil wir dadurch auch Allergien entwickeln könnten oder zu dick werden.

Bei Köln-Rodenkirchen geht's auf die Autobahn. Der Fahrtwind zerzaust mein Haar, und die Sonne scheint mir ins Gesicht.

Okay, ich gebe es zu: Ich fühle mich wie die Hauptdarstellerin in einem Rosamunde Pilcher-Film. Ich erfülle das absolute Klischee! In ihren Filmen fahren alle Hauptdarsteller ein Cabrio.

Ich drehe das Radio leiser.

Auch wenn es mir davor graut, aber ich muss Peter anrufen, denn wir hatten abgesprochen, dass ich heute für ihn die Praxisabrechnung mache.

Ich klicke seinen Namen auf der automatischen Wahlwiederholung in meinem Auto an.

„Julia? Was gibt's?“, höre ich seine Stimme, die seltsam angespannt wirkt.

„Sorry, Peter. Nur ganz kurz. Ich bin auf dem Wege nach Bad Neuenahr. Ich habe die Gemüsesuppe in den Kühlschrank gestellt. Frisches Baguette ist auch da. Sonntagsmittag bin ich wieder zurück.“

„Wie stellst du dir das vor? Du weißt doch, dass du am Monatsende die Abrechnung für meine Privatpatienten machen musst.“

„Ja, ja. Mach kein Drama. Ich habe mir den Sonntagsnachmittag dafür freigehalten.“

„Fährt Lisa mit? Oder spielst du wieder?“

Ich höre seinen typischen Zischlaut. Er entsteht, wenn Peter die Luft zwischen seinen Zähnen rauspresst.

„Du weißt, dass ich absolut gegen deine Spielerei bin. Von mir bekommst du keinen Cent mehr. Und deine Mutter hat angedeutet, dass du dir Geld von ihr geliehen hast.“

„Spiel du mal schön weiter Golf“, falle ich ihm ins Wort. „Wir können ja mal die Kosten gegenrechnen. Gerade wurde der Jahresbeitrag deines Luxusvereins erhöht. Wenn ich mir mal eine Auszeit in den Ahr-Thermen nehme, brauchst du nicht gleich los zu meckern.“

„Julia, lenk‘ nicht ab. Du bist fast jedes Wochenende weg.“

„Und du?“ Ich stocke und meine Worte kommen kurz. „Du, du bist den ganzen Mittwochnachmittag und Freitag ab 4:00 Uhr auf dem Golfplatz. Ich sitze am Wochenende allein zu Hause rum oder arbeite. Auch noch für dich.“

„Ich will jetzt nicht mit dir diskutieren.“ Seine Stimme wird schärfer. „Wenn du deine Pflichten als Ehefrau erfüllen würdest, wäre ich auch öfter zu Hause. Mit deiner Gefühlskälte jagst du mich aus dem Haus.“

Ich schlucke.

„Du brauchst mich jetzt nicht fertigzumachen“, brülle ich los. Tränen steigen mir in die Augen, fest umklammere ich das Lenkrad. „Ich habe dir immer den Rücken freigehalten. Wer macht dir denn jeden Monat die Abrechnung?“

Ich höre sein Schnaufen, und bevor er mich anschauen kann, sage ich schnell: „Peter, ich bin jetzt im Auto. Ich muss mich auf den Verkehr konzentrieren. Ciao.“

Abrupt drücke ich die Telefontaste am Lenkrad.

Es ist immer dasselbe. Wieso habe ich ihn überhaupt angerufen?

Mist, jetzt heule ich wieder. Wieso lasse ich mich von ihm in die Enge treiben?

Nach vierundzwanzig Ehejahren sollte ich doch dar-
überstehen. Und ich, dumme Kuh, mache ihm noch an
meinem freien Sonntag die Abrechnung. Es ist seine Praxis
und nicht meine.

Wütend auf mich und auf ihn trete ich mit aller Wucht
auf das Gaspedal. Der Mercedes macht einen Satz. Der Ta-
cho zeigt hundertsechzig Stundenkilometer. Die Auto-
bahn ist frei. Leitplanken, Bäume und Sträucher fliegen an
mir vorbei. Der Fahrtwind lässt meinen Wagen erzittern.
Ich nehme den Fuß vom Gas und fahre diszipliniert die
letzten zwanzig Kilometer nach Neuenahr. Mit Schwung
fahre ich auf den Vorplatz des Spielcasinos. Gerade fährt
ein gelber Porsche weg, und ich kann direkt vor dem Ein-
gang parken. Die Parkgebühren habe ich schon mal ge-
spart. Ins Hotel checke ich später ein. Vielleicht kann ich
mir heute die Suite leisten, und nicht, wie sonst, das einfa-
che Einzelzimmer.

Im Rückspiegel überprüfe ich mein Aussehen. Ich ziehe
meine Lippen nach und kämme mir die zerzausten Haare
glatt. Lisa hatte mir vorgeschlagen, dass ich meine Haare
schwarz färben soll. Aber ehrlich gesagt, bin ich zu faul
dazu. Wenn man erst mit dem Färben anfängt, dann muss
man dranbleiben. Die paar grauen Haare und die paar wei-
ßen Haare an meinen Schläfen finde ich noch nicht so
schlimm. Ich schüttle den Kopf und mein schulterlanges
Haar fällt mir locker auf die Schultern. Fertig. Ich bin be-
reit für meinen großen Auftritt.

Das Jugendstil-Casino mit seinen Türmchen mag auf
manche Menschen kitschig wirken, doch ich finde es wun-
derschön. Immer, wenn ich die große Freitreppe herauf-
schreite und durch die Eingangstüre das Spielcasino be-
trete, fühle ich mich wie in einer Märchenwelt.

Lisa und ich fahren seit zwei Jahren regelmäßig nach
Bad Neuenahr. Am Anfang spielten wir manchmal aus

Spaß und beobachteten die Leute, die total verbissen an den Spieltischen standen. Seit Lisa nicht mehr so oft mitfahren kann, analysiere ich das Roulette-Spiel systematisch.

Ich gebe zu, in der letzten Zeit spielte ich jedes Wochenende. Aber warum soll ich allein zu Hause zu bleiben? Dazu habe ich keine Lust. Peter ist auf dem Golfplatz. Früher bin ich öfter mit ihm gegangen, aber er hat mich wegen meines schlechten Abschlags geärgert und mich sogar vor seinen Freunden bloßgestellt. Darum spiele ich kein Golf mehr. Seit mehr als zwei Jahren geht jeder von uns seinen eigenen Weg.

„Guten Tag, Frau Bergheimer“, begrüßt mich die Garderobiere mit einem strahlenden Lächeln, „schön, Sie wiederzusehen.“

„Hallo Frau Schmidt, wie geht es ihnen?“

Ich mag sie, weil sie immer freundlich ist. Bei meinem letzten Besuch hatte sie mir erzählt, dass sie im Dezember achtundsechzig Jahre alt wird. Sie muss als Fünfundzwanzig-Stundenkraft im Casino arbeiten, weil sie von ihrer Rente nicht leben kann.

„Es muss, Frau Bergheimer, es muss“, sie nimmt mir meinen Mantel ab, „viel Glück heute Abend.“

„Danke, werde ich haben.“ Siegessicher lächle ich sie an.

Meine Handtasche fest unter meinen rechten Arm geklemmt, schreite ich durch die Eingangshalle. Ich gehe vorbei an den einarmigen Banditen, die in allen Farben leuchten und die unterschiedlichsten grellen Töne produzieren. Fast alle Plätze sind an den Maschinen besetzt, obwohl es erst früher Nachmittag ist. Ich verstehe die Leute nicht, die von solchen Spielautomaten abhängig sind. Sie sind der Willkür der Automaten ausgesetzt. Es ist reine Glückssache, ob sie gewinnen oder verlieren.

Alle vier Kassen sind offen. Hinter dicken Glasscheiben sitzen die Angestellten in ihren Uniformen. Ich stelle mich bei der Kasse 1 an.

„Tausend Euro. Bitte fünf in Hunderter und zehn in Fünfziger Chips“, weise ich den Kassierer an.

Ich reiche ihm meine Kreditkarte durch den unteren Schlitz. Gewissenhaft zählt er die blauen und goldenen Jetons laut ab. Einen Stapel nach dem anderen schiebt er mir durch den Spalt zu.

Die goldenen Fünfziger Plastikstücke lasse ich in meiner Kostümjacke verschwinden, weil ich in den tiefen Taschen genügend Platz für die Chips habe. Die blauen Hunderter stecke ich mit meiner Visakarte in meine Handtasche. Diese Jetons will ich erst einsetzen, wenn ich auf der Gewinnerspur bin. Denn je höher der Einsatz, umso höher der Gewinn.

Gedämpftes Licht umfängt mich, als ich den vorderen Bereich des Spielsaals betrete. Bodenlange beigefarbige Samtvorhänge verdecken die Sicht nach draußen. Der weinrot gemusterte Teppichboden verschluckt meine Schritte. Nur das Klackern der Kugeln und die Ansagen der Croupiers und zwischendurch das Jubeln eines Gewinners nehme ich wahr. Die prächtigen Kronleuchter verbreiten zeitlose Eleganz. Es ist, als ob die Zeit stillsteht – Tag und Nacht ohne Bedeutung.

„Möchten Sie etwas trinken?“, fragt mich ein Kellner.

„Gern. Bringen Sie mir einen trockenen Sekt an Tisch 10. Und, bitte extra Eiswürfel dazu.“

Er hebt seine Augenbrauen. „Der Sekt kommt direkt aus dem Kühlschrank!“

„Ich weiß“, antworte ich. „Bitte bringen Sie mir trotzdem Eis.“ Ihm zu erklären, dass ich mein Getränk mit Eis besser vertrage und nicht so schnell beschwipst bin, führt nur zu endlosen Diskussionen. Ich habe das schon oft

genug erlebt. Alle meine Freundinnen, die ebenfalls den Sekt wie ich trinken, bleiben dabei.

An Tisch 10 wird direkt am Ende des Spieltischs ein Platz frei. Für mein Kolonnen-Spiel äußerst günstig, denn so habe ich die drei Spielreihen direkt vor mir. Ich setze mich auf den Stuhl und öffne den obersten Knopf an meinem Rockbund. Auf die Dauer wird mein Magen zu sehr eingeschnürt, und ich habe dann Schmerzen. Ich blicke in die Runde. Keiner meiner Mitspieler ist mir bekannt. Gut so. Den Croupier habe ich öfter gesehen. Ich nicke ihm kurz zu. Wortlos erwidert er meinen Gruß. Man kennt sich, aber man hält Distanz. Es wird im Casino nicht gern gesehen, dass man mit den Angestellten vertraut ist.

Langsam lasse ich zwei Eiswürfel in mein Glas gleiten, wobei ich höllisch aufpassen muss, dass der Sekt nicht überschäumt. Soviel zu der Ansage: Der Sekt kommt aus dem Kühlschrank!

Von der Anzeigetafel schreibe ich mir die letzten Zahlen ab. Damit ich weiß, welche Kolonnen am häufigsten gekommen sind, ordne ich sie gleich den richtigen Reihen zu. Zwei Spielrunden warte ich ab. Trinke einen Schluck aus meinem Sektglas.

Ich bin voll da und konzentriert.

Zuerst lege ich einen Chip auf das linke und einen zweiten auf das rechte Kolonnenfeld direkt vor mir. Die Mitte lasse ich frei. Es kommt die „1“. Meine linke Kolonne gewinnt. Meinen Chip lasse ich liegen. Meinen rechten Jeton zieht der Croupier mit seinem Rateau ein. Er wirft mir meinen Gewinn, zwei Stück zu. Reingewinn: 1 Chip, den ich sofort in die zweite meiner Jackentaschen verschwinden lasse. Ich lächle. Super, so kann es weitergehen.

Eine ältere Frau mit weißen Haaren und knallrot geschminkten Lippen sitzt mir schräg gegenüber. Sie nickt mir kurz zu.